



AXEL BORSDORF

Forschungsstelle für Gebirgs-
forschung: Mensch und Umwelt,
Österreichische Akademie der
Wissenschaften, Innsbruck

SIGRUN LANGE

E.C.O. Deutschland GmbH,
München

RAUMALP - Raumstrukturelle
Probleme im Alpenraum

GALPIS - Evidenz von Datenbank
und WebGIS

Kriterienkatalog zur Bewertung
von Biosphärenpark-Neuanträgen
und zur Evaluierung der effektiven
Umsetzung der Internationalen
UNESCO-Richtlinien für Biosphären-
parks in Österreich

30

Wasser für die Fingerspitzen:

*Das Eintauchen. Richard Frece am Ende
seines Sprunges vom Dreimeter-Brett.*



A X E L B O R S D O R F

wurde 1948 geboren. Er studierte Geographie, Germanistik, Geologie sowie Vor- und Frühgeschichte in Göttingen, Valdivia/Chile und Tübingen, Promotion in Tübingen 1976, Habilitation und Venia Legendi für Geographie Tübingen 1985, Berufung o.Professur in Innsbruck 1991, korrespondierendes Mitglied ÖAW 1995, wirkliches Mitglied 1996. Direktor Institut für Stadt- und Regionalforschung ÖAW 1999-2006, Direktor Forschungsstelle Gebirgsforschung: Mensch und Umwelt ÖAW seit 2006. Präsident der Österreichischen Geographischen Gesellschaft 2004-2006, Vizepräsident des Österreichischen Lateinamerikainstituts seit 2006. Gastprofessuren in Eugene/Oregon, Bangkok, Santiago de Chile und Bern.

URBAN ENTERTAINMENT CENTER

Am Beispiel der Stadt Innsbruck und weiterer 13 europäischer Städte wurde die raumplanerische und städtebauliche Entwicklung von der klassischen Kernstadt hin zu neuen Strukturen, mit inselartigen Elementen im Umland, erhoben. Vor- und Nachteile dieser „Urban Entertainment Center“ wurden analysiert und als wissenschaftliches Ergebnis eine Vergleichsmatrix aufgestellt, die der verantwortlichen Politik als Entscheidungshilfe zur Verfügung gestellt wird.

Gefördert durch: Alpenforschung, Man and Biosphere

DANK | Kolleginnen und Kollegen des Instituts für Geographie, des Instituts für Stadt- und Regionalforschung und des Instituts für Gebirgsforschung: Mensch und Umwelt der ÖAW, Mitarbeitern an den Projekten RAUMALP, GALPIS, Weißbuch Biosphärenparks Österreich, Postsuburbia, Oliver Bender, Valerie Braun (alle IGF), Sigrun Lange (E.C.O. München), Dietmar Moser (VINCA).

Bildbeschreibung links Adfabilis catelli circumgrediet apparatus bellis, semper ossifragi miscere agricolae, iam saburre deciperet ossifragi, et plane pretiosus oratori adquireret suis, ut oratori circumgrediet fiducias, quod adlaudabilis catelli vocificat tremulus ap



seines Sprunges vom Dreimeter-Brettseines Sprunges vom seines Sprunges vom Dreimeter-Brettseines Sprunges vom

Herr Borsdorf, vor uns liegt – von Ihrem Büro aus gesehen – die Stadt Innsbruck. Vor mir, am Tisch, liegt eine Grafik dieser Stadt. Sie wirkt fast wie ein Kunstwerk, das gut und gerne in einer Galerie ausgestellt sein könnte, wären da nicht Jahreszahlen abgebildet: 1900, 1950, 2000. Was hat es damit auf sich?

A | Vielleicht muss ich vorausschicken, dass für Geographen sowohl Raum als auch Zeit außerordentlich spannende Faktoren sind. Bei der Stadt Innsbruck haben wir es mit einem ganz interessanten Raum zu tun, der sich unglaublich rasch weiterentwickelt hat. Das können wir nicht nur anhand der letzten Jahre beobachten. Wenn man die mittelalterliche Stadt Innsbruck auf ihren damaligen kleinen Raum von nur acht Hektar reduziert, erkennt man, wie sie sich im Laufe des 19. Jahrhunderts unter Einfluss der Industrialisierung und des Bevölkerungswachstums verändert hat. Wir können feststellen, dass sie bereits um 1900 die ganze Talbreite einnimmt. Zu den Hängen hin ist kein Platz mehr. Deshalb ergab sich von dort aus als Expansionsmöglichkeit nur mehr ein „verfingertes“ Raumsystem, das linear strukturiert ist und nur in Richtung der Talachse wächst. Dies nennen wir heute rückblickend „Suburbanisierung“ – nicht Urbanisierung, dann wären ja auch der sekundäre und der tertiäre Wirtschaftssektor „mitgewandert“, und es hätten sich Arbeitsstätten gebildet. Dort entstanden im Wesentlichen nur Wohnkomplexe. Die Bevölkerung, die in diesen suburbanen Räumen wohnte, ging zum Arbeiten in das Stadtzentrum. Sie benützte dafür zunächst die Ei-

senbahn. Später, ab dem Zweiten Weltkrieg, fuhr man auch mit dem Auto. Heute stellen wir fest, dass sich dieses Kern-Rand-Gefälle, das früher vorhanden war, als alle zentralen Funktionen im Stadtzentrum vergesellschaftet und verortet waren, auflöst. Viele der zentralen Einrichtungen liegen heute am Stadtrand. Gemeint sind nicht nur die „Einkaufstempel“, sondern auch die „Office quarters“, also die Dienstleistungsquartiere. Eine neue Privatuniversität wurde nicht mehr in Innsbruck, sondern in Hall begründet. Eine Fachhochschule befindet sich in Kufstein. Dadurch entstehen dort draußen neben Wohnstätten auch Arbeitsplätze. Neue Versorgungs- und Freizeitmöglichkeiten ergeben sich. Es bilden sich ganz neue Zentren, sodass das alte Stadtzentrum nicht mehr unbedingt benötigt wird. Das ist in Innsbruck ganz besonders deutlich ausgeprägt. Der Einkaufstempel „Cyta“ in Völs erinnert schon aufgrund seines Namens (City, Cité, Ciudad) an das eigentliche Stadtzentrum. Unter der Glaskuppel wird zusätzlich eine urbane Atmosphäre vermittelt. Menschen treffen sich dort, kommunizieren, gehen einen Kaffee trinken und versorgen sich natürlich auch mit Lebensmittel und Gebrauchsgegenständen. All das findet hier nicht mehr im Stadtzentrum, sondern in der „Cyta“, in der neuen City, statt. Ich bezeichne das nicht mehr als „Suburbia“, sondern als das, was nach der Suburbanisierung kam, also als „Post-suburbia“. Gut beobachtbar ist auch die Abkehr von der alten Raumlagerung, mit der wir Geographen über Jahrhunderte hinweg zu tun hatten. Wir haben den Raum immer als ein Kontinuum wahrgenommen, das keine Grenzen kennt, indem sich die Elemente der geographischen Substanz kontinuierlich verändern. Von den Polen zum

Äquator verändert sich das Klima nicht abrupt, sondern langsam. Die Vegetation verändert sich mit der Höhe. So veränderten sich auch in der alten Stadt die Grenzen vom dichten Stadtkern zu den immer lockerer verbauten, suburbanen Gebieten, bis hin zum Land, wo die Dörfer lagen. Diese neuen Erscheinungen in der „Postsuburbia“ brechen mit dem alten System. Nun entstehen zellenartige, neue Fragmente, Inseln gleich. Es gibt Kollegen, die haben ein solches modernes Einkaufszentrum als UFO bezeichnet. Es kommt von irgendwo her, siedelt sich irgendwo an und bleibt eine Zeitlang dort. Wenn so eine „Mall“ 30 Jahre bestanden hat, ist sie nicht mehr modern. Dann wenden sich die Käuferschichten einer anderen, einer neueren Mall zu. Die alte muss abgerissen werden, wird recycelt, und es entsteht wieder eine grüne Wiese. Das passt sehr schön zu einer Theorie, die Geographen entwickelt haben: Der globalisierte Raum, der aus solchen Inseln besteht, ist in Wahrheit ein fragmentierter Raum.

F | Wie wird aus diesen allgemein formulierten Beobachtungen ein wissenschaftliches Forschungsprojekt und wie nennt sich dieses?

A | Wir haben ein großes, europäisches Forschungsprojekt gemacht. Es hieß „Outskirts of European Cities“. Im Zuge dessen haben wir die oben beschriebene Entwicklung in elf europäischen Städten beobachtet. Ich muss das ein bisschen erläutern: Man hat nach dem Krieg versucht, die Städte zu orientieren, und zwar nach dem Leitbild der „dezentralen Konzentration“. Die öffentlichen Verkehrslinien, wie U-Bahnen, deckten in kurzen Abständen, die gesamte Kernstadt ab. Von jedem Punkt, den die U-Bahn anfährt, war man in 30 Minuten zu Fuß im Stadtzentrum. Die weiter außen geführte S-Bahn hatte größere Haltestellenabstände und ermöglichte auch von den Achsenendpunkten aus, das Stadtzentrum in einer halben Stunde zu erreichen. Zwischen diesen Achsen befanden sich die Grünflächen, die zu Fuß von den Siedlungsachsen erreicht werden konnten, sodass jeder in der Natur sein konnte. Man nannte dieses Idealbild der Siedlungsstruktur „Regionalstadt“. Wir sehen, dass Kopenhagen oder Helsinki in dieser Weise „Finger“ in das Umland ausformten. In Kopenhagen ist es sogar eine „Hand“, die sich von der Küste aus in die Stadt beziehungsweise ins Land hinein erstreckt. Die „Randstad“ Hollands, das Ruhrgebiet, Hamburg, Hannover und auch Wien – der große Städtebauer Wurzer war hier der „Spiritus Rector“ – sind so gegliedert. Unser Forschungsprojekt macht deutlich, dass dies heute nicht mehr so ist. Es gibt neue Strukturprinzipien. Der in die Jahre gekommene öffentliche Personennahverkehr ist eigentlich falsch ausgerichtet, denn er bedient das Stadtzentrum. Die großen Verkehrsströme bewegen sich heute aber an der Peripherie und verbinden diese „postsuburbanen Inseln“. Da diese nicht durch öffentliche Verkehrsmittel verbunden sind, ist der Mensch auf das Auto angewiesen. Deshalb haben wir dort die Verkehrsbelastungen. Wir haben aber erkannt, dass sich auch das menschliche Verhalten umkehrt. Dies zeigt sich beispielsweise in Helsinki. Dort reisen Menschen vom Land für ein Wochenende in die Stadt. Sie fahren aber nicht in die Innenstadt, sondern verbleiben am Rand in einem dieser „postsuburbanen“ Zentren. Der Vater spielt Golf am Golfplatz des Hotels, die Mutter kauft ein, und die Kinder gehen reiten oder nehmen an anderen Vergnügungen teil. Nach dem Wochenende fährt man zufrieden wieder nach Hause und hat die Innenstadt gar nicht gesehen. Diese neue Verhaltensweise stellt die alten Raummodelle, die sehr stark an der Stadt und an dem lebendigen Stadtkern orientiert sind, in Frage. Haben sie heute überhaupt noch Sinn und können sie die Bedürfnisse postmoderner Menschen befriedigen?

F | Ich nehme an, das anfangs Gesagte beschreibt die Masterpläne alten Zuschnitts. Die neue Bausituation unterliegt wahrscheinlich

keinem städtebaulichen Masterplan. Vielleicht gibt es noch Flächenwidmungspläne, die vom Bürgermeister bei entsprechendem wirtschaftlichen Angebot schnell zur Verfügung gestellt werden. Gehe ich recht in der Annahme, dass es dabei überwiegend um wirtschaftliche Interessen geht, welche wenig Rücksicht auf das gewachsene Stadtbild nehmen?

A | Ja. Man könnte fast vom Ende der Raumordnung sprechen. Das hat aber noch nicht jeder Planer bemerkt. Wir hatten in der Raumordnung die großen Leitbilder, wie etwa jenes der funktionsräumlichen Arbeitsteilung. Man glaubte, von Entwicklungsachsen oder Entwicklungspolen aus, das „flache Land“ entwickeln zu können. Dies wurde vom Leitbild der ausgeglichenen Funktionsräume abgelöst. Dabei war man der Meinung, man müsse die benachteiligten Gebiete mit der „Gießkanne“ unterstützen. Man hat in beiden Fällen erkannt, dass das Geld dafür nicht ausreicht. Die Globalisierung hat darüber hinaus einen ständigen Rückzug des Staates und der Ordnungskräfte zur Folge. Die Gemeinde verliert gegenüber dem Staat. Der Staat verliert gegenüber Europa, und Europa wiederum verliert gegenüber den transnationalen Konzernen oder der UNO. Die Kompetenzen werden immer weiter „weggeschoben“, zu immer schwerer kontrollierbaren Gremien. Die städtische Raumordnung ist im Prinzip am Ende, weil jede Gemeinde ihre eigenen Interessen verfolgt. Das hängt natürlich sehr stark davon ab, woher die Gemeinde

ES BILDEN SICH GANZ NEUE ZENTREN, SODASS DAS ALTE STADTZENTRUM NICHT MEHR UNBEDINGT BENÖTIGT WIRD. DAS IST IN INNSBRUCK GANZ BESONDERS DEUTLICH AUSGEPRÄGT.

ihre Einnahmen bezieht. In Österreich kommen sie aus der Gewerbe-, genannt Kommunalsteuer. Jede Gemeinde ist natürlich daran interessiert, möglichst potente, steuerzahlende Gewerbebetriebe zu besitzen. In Deutschland verhält es sich ein bisschen anders. Dort beziehen die Kommunen einen Teil ihrer Einnahmen aus der Einkommenssteuer. Deswegen ist man dort an Bevölkerungszug interessiert. In Italien kommen die Kommunaleinnahmen aus der Kubatur der Gebäude, weswegen die Städte so kompakt sind. Folglich gibt es Regelungsmechanismen. Diese haben aber mit Raumordnung überhaupt nichts zu tun, sondern viel eher mit den Steuergesetzen. Was ich sagen will ist: Es gelingt nicht, große Planungsräume zu schaffen, die alle Nachbargemeinden miteinbeziehen. Dieser Egoismus der einzelnen Kommunen ist dafür verantwortlich, dass sich die Wirtschaft in so großem Maße durchsetzt. Das gilt eigentlich für ganz Europa. Um die sich aushungernden Stadtzentren herum entsteht ein „Speckgürtel“. Vor allem in Ostdeutschland haben wir das Phänomen schrumpfender Städte. Wachsende und immer „weicher“ werdende Peripherien, die sich über die Steuern finanzieren, sind die Folge.

F | Jetzt frage ich Sie als Wissenschaftler, was machen Sie damit?

Nächste Seite | reimeter-Bretges vom ges vom Dreimeter-Brettse-Dreimetseger-Brettseges vosegm Dreisegmetre-Brsegettsetse





seines Sprunges vom Dreimeter-Brett
seines Sprunges vom seines
vom seines Sprunges vom Dreimeter-Brett
seines Sprunges vom

Was ist die Kernfrage, wenn Sie sich mit solchen Gebilden beschäftigen?

A| Der Geograph will räumliche Strukturen und räumliche Veränderungen möglichst genau feststellen, aber durchaus auch kritisieren. Das ist eine meiner Hauptaufgaben. Die nächsten Schritte sind, so es sich um einen Prozess handelt, eine Prognose zu erstellen und zu evaluieren. Das Ergebnis ist dann entweder „gut“ oder „schlecht“. Wenn es gut ist, kann man sich zurücklehnen. Beinhaltet es auch etwas Schlechtes, dann werden wir uns überlegen müssen, wie wir Steuerungsmaßnahmen finden, um Auswüchsen entgegenzuarbeiten. Der Wissenschaftler kann aber nur Vorschläge machen, er darf sie ja nicht umsetzen, dazu ist er nicht legitimiert. Das darf nur der Politiker, der sich in der nächsten Wahl die Legitimation oder eine Abfuhr holt.

F| Also, ich denke, ein Politiker wird kein Shopping Center abreißen.

A| Das denke ich nicht, weil ein Politiker nicht nur nach den Wünschen der Bevölkerung fragt. Ihm ist auch wichtig, woher das Geld kommt, um seine Ideen umzusetzen. Solange dieses Geld von der Wirtschaft kommt, wird die politische Entscheidung immer ein Kompromiss sein. Da kann der Wissenschaftler noch so viel kritisieren, er hat zur Kenntnis zu nehmen, dass Raumordnung „passiert“.

F| Sie erfassen also diese Strukturen oder Zustände, aber was dann?

Wie geht es weiter?

A| Wir erarbeiten auch Lösungskonzepte. Wir sagen, dass man eigentlich eine andere Form der Entscheidungsfindung braucht. Bislang haben wir im Raum ein „top-down“-Prinzip. Das gilt für Österreich und noch viel stärker für andere Länder. Ich denke etwa an Lateinamerika, wo ich auch arbeite. Dort sind Entscheidungsprozesse noch stärker „top-down“ strukturiert. Das heißt, ein Entscheidungsträger bestimmt, was gemacht wird. Es gibt vielleicht Gremien, die ihm dabei helfen, aber die Bevölkerung hat die Entscheidungen zu akzeptieren. Ich glaube, dass dies für unsere so komplex gewordene Welt nicht mehr passend ist. Wir brauchen ganz andere Ansätze. Man soll die Bürger und Experten in solche Entscheidungsprozesse miteinbeziehen. Sie sollten daher stärker „bottom-up“ strukturiert sein. Darin setze ich große Hoffnung. Auch hierfür habe ich ein Beispiel. Bei dem EU-Projekt „DIAMONT“ (Data Infrastructure for the Alps, Mountain Orientated Network Technology) können wir anhand eines „Monitoring-System“ und der ermittelten Daten für jede Region im gesamten Alpenraum feststellen, wo ihre Problembereiche liegen. Wir haben uns sechs Regionen im Alpenraum ausgesucht und dann die Leute befragt, ob die von uns eruierten Probleme tatsächlich auch die ihren sind. Nachdem wir Übereinstimmungen festgestellt hatten, aber auch manches korrigieren mussten, konnten wir schließlich gemeinsam mit den Bürgern Problemlösungsvorschläge entwickeln. Dazu gibt es ein ganz konkretes Beispiel: In Waidhofen an der Ybbs haben wir festgestellt, dass der „Brain drain“ eines der großen Pro-



seines Sprunges vom Dreimeter-Brett
seines Sprunges vom seines
vom seines Sprunges vom Dreimeter-Brett
seines Sprunges vom

bleme in diesem industrialisierten Raum ist. Das heißt, die junge Bevölkerung wandert zum Studieren in andere Städte wie Linz, Salzburg, Wien, vielleicht auch Innsbruck ab. Die Facharbeiter, die dort in der Metallindustrie arbeiten, sind irgendwann mit dem Gehalt nicht mehr zufrieden und suchen sich andere Stellen. „On the job“ können sie nicht trainiert werden und wandern ebenfalls ab. Zurück bleiben die nicht so gebildeten oder die weniger unzufriedenen Leute. Das sind aber nicht die Jungen. Deswegen stehen die Schulen leer, und die Kindergärten haben Schwierigkeiten, die Kindergärtnerinnen weiter zu beschäftigen. Es geht also darum, junge Leute zu halten und neue Leute zu bekommen. Für Facharbeiter brauchen wir Weiterbildungsmöglichkeiten und eine Art Ausbildungszentrum. Danach könnte man dies zu einer Fachhochschule ausbauen. Eine Fachhochschule für Altenpflegeberufe müsste her, weil es die in ganz Europa nicht gibt. Mit den „Alten“ kommt auch das Geld, damit auch viele junge Menschen. Natürlich wollen nicht alle Menschen die Alten pflegen, aber es gibt doch genügend Leute, die das gerne machen würden. Wenn wir jetzt neben den Ausbildungsplätzen, auch Altenzentren, betreubares und betreutes Wohnen, Seniorenwohnen, Altenpflege und Sterbebegleitung in der Stadt haben, kommen möglicherweise viele alte Leute und Menschen mit „Altersruhesitz-Gedanken“ und bringen ihr Geld mit. Damit ergibt sich auch eine höhere Frauenerwerbsquote, da nun auch für sie, in diesem Metallindustriengebiet, Arbeitsplätze vorhanden wären. Das wurde mit der Bevölkerung und den Bürgermeistern in einem Workshop, nicht nur für die Stadt Waidhofen an der Ybbs, sondern für 13 weitere Ge-

meinden der Arbeitsmarkregion Waidhofen an der Ybbs, entwickelt und wird in einem Leaderprojekt weiterverfolgt. Bei diesem Projekt durften also nicht nur die Bürgermeister und Gemeindegremien, sondern auch Krankenhausangestellte und Teile der Bevölkerung mitentscheiden. Dadurch entstehen neue Gedanken, und so kann etwas für die Zukunftsbewältigung gemacht werden.

F| Kehren wir nun zur Stadt Innsbruck zurück. Diese drei Stadtansichten die wir vor uns auf dem Tisch liegen haben, sind wirklich schön anzusehen. Die Grafik symbolisiert eine gewisse Dramatik. Diese Dramatik werden wir heute Nachmittag bei unserem Besuch fotografisch festhalten. Wie gehen die Menschen mit der von Ihnen beschriebenen Entwicklung um? Wollen sie diese?

A| Ja, das ist eine ganz schwierige Frage. Ich stelle selber immer fest, dass man den Menschen erst einmal beibringen muss, zu sehen. Geographen, selbst junge Geographiestudenten, gehen durch den Raum und schauen weder nach rechts noch nach links. sehen weder die Schönheit, noch das Hässliche. Man muss ihnen erst beibringen, genau zu beobachten. Ich denke, es ist etwas zutiefst Menschliches, dass wir im alltäglichen Leben kaum noch Veränderungen wahrnehmen. Ich glaube, hier bedarf es wirklich der Raumwissenschaft und insbesondere der Geographie, um auf Dinge aufmerksam zu machen, damit sie überhaupt ins Bewusstsein gelangen. Ich denke, die Geographie ist im hohen Maße ein bewusstseinsbildendes Fach. Deswegen kann man die von Ihnen gestellte Frage nur schwer beantworten.



seines Sprunges vom Dreimeter-Brett
seines Sprunges vom seines Sprunges vom Dreimeter-Brett
seines Sprunges vom

Wir sprechen ja, wenn wir über diese „postsurbane“ Erscheinung reden, über einen Prozess der letzten 20 Jahre. Dieser hat sich langsam und schleichend entwickelt. Das ist keine abrupte Veränderung.

F Da gab es auch keine Planung? Aber einen Trend oder ein Lebensgefühl?

A Nein, das würde ich gar nicht sagen. Im Fall der „Cyta“ war es sogar so, dass die Anlage in dieser Form ursprünglich gar nicht genehmigt wurde. Dennoch wurde sie natürlich im Rahmen der Gesetze geschaffen. Diese besagten, dass keines dieser Geschäfte größer als 300 Quadratmeter sein durfte. Die Betreiber bauten einfach viele verschiedene Läden nebeneinander.

F Aber alle zusammen ergeben eine riesige Shopping Mall.

A Ja, sie war ursprünglich noch relativ klein. Der Lebensmittelhändler mit seinen zweimal 300 Quadratmetern musste sogar den Getränkemarkt von der übrigen Geschäftsfläche trennen. Man übte dann aber Druck aus, und die zwei getrennten Ladenflächen wurden zusammengelegt, weil die Raumordnung irgendwann nachgegeben hat. So etwas passiert auch in einem regulierten System.

F Das heißt, es wurden einfach Fakten geschaffen und Druck auf die Raumordnung ausgeübt?

A Ja, man kann es auch „Salamitaktik“ nennen. Ich tadle das gar nicht. Immerhin helfen die am Stadtrand liegenden Shopping Center und Malls mit dem wachsenden Verkehr fertig zu werden. Denn ohne diese wäre unsere Innenstadt mit Parkplatz suchenden Autofahrern überfüllt. Es würde nicht klappen, müssten die Menschen zum Einkaufen nach wie vor aus dem Umland in die Innenstadt fahren. Andererseits dürfen wir dem „Wildwuchs“ an der Peripherie nicht zu viel Raum geben, sonst kommt niemand mehr in die Innenstadt. Dann hätten wir amerikanische Verhältnisse und die „Downtown“ würde zum Ghetto für schlecht verdienende Zuwanderer und Nichtprivilegierte „degradiert“ werden. Ein gewisses Gleichgewicht muss beibehalten werden. Ich meine, dass das Stadtmarketing und die Stadt selber sehr viel lernen können, von dem, was in den Malls passiert. Die „Cyta“ oder die anderen dieser Einkaufstempel müssten ja eigentlich „Urban Entertainment Center“ heißen. Man kauft ja dort nicht nur ein, sondern unterhält sich dort. Die Geschäftsleitung eines solchen „Urban Entertainment Centers“ weiß sehr wohl, wie man Kunden gewinnt: Sie veranstaltet Events. Da gibt es eine Miss Tirol-Wahl für die Jugendlichen, einen Karaoke- oder Skateboard-Wettbewerb und vieles mehr. Somit bringen die Kinder oder Jugendlichen ihre Eltern dazu, ins „Cyta“ zu fahren. Wenn in der Innenstadt auch ein Karaoke- oder Skateboard-Wettbewerb stattfinden würde, dann würden die Kinder vielleicht sagen: „Mama, lass uns in die Innenstadt einkaufen gehen“.

F Die Besucher nehmen die Mainstream-Angebote der Malls gerne

an, doch bedienen diese die kulturelle Diversität nicht, so wie es in den Stadtzentren oft üblich ist. Zudem – das ist meine persönliche Meinung – stören sie das Landschaftsbild.

A Da sagen Sie etwas völlig Richtiges. Wir können auf das Stadtzentrum nicht verzichten, weil es Teil unserer Kultur ist. Wir können die Urbanität nicht einfach aufgeben. Das sind wir uns eigentlich selber schuldig. Die Urbanität ist lebendige Kultur. Sie setzt sich aus Kaffeehäusern, Straßentheatern und eben dem Alltagsleben auf der Straße zusammen.

Um diese kulturelle Qualität zu wahren, müssen wir die Innenstadt mit „Waffen“ ausstatten, die jenen der Malls gleichen. Ich denke da etwa an das Parkplatzangebot und viel Lebendigkeit in den Straßen, Läden, die keinen Ketten angehören und die man daher nur im Stadtzentrum findet.

F Die Innenstadt ist eine sauteure Bausubstanz, die erhalten werden muss. Zudem ist sie denkmalgeschützt.

A Ja. Bedenken Sie auch, dass die Innenstadt den Kräften des Marktes unterlegen ist. Alte, in ihrer Identität unverwechselbare Familienunternehmen, werden aus dem Stadtkern vertrieben, stattdessen öffnet man den Franchise-Filialen Tür und Tor. Diese haben dasselbe Angebot und dieselbe Preisstruktur, wie die Malls. Warum sollte man da noch in die Innenstadt gehen? Hier müsste eine verantwortliche Stadtpolitik dafür sorgen, dass man gerade diese alten Betriebe unterstützt, vielleicht durch Mietzuschüsse. Man müsste sicherstellen, dass die Innenstadt eine vielfältige Branchenstruktur aufweist. Hier wäre sehr wohl Steuerungsbedarf durch Städte gegeben. Andererseits sind die Innenstadtkaufleute vielfach, weil sie eben Jahrhunderte lang dort ansässig sind, zerstritten. Einer, dessen Geschäfte gut laufen, fragt sich verständlicherweise, weshalb er in ein Stadtmarketing einzahlen soll, das nur den anderen hilft. Es gibt hier also noch Handlungsbedarf, dennoch wäre es meines Erachtens der richtige Weg.

F Wie habe ich mir die Evaluierungsphase so eines Projektes vorzustellen? Sie beobachten die Veränderungen sehr präzise.

A Bei unserem Projekt „Outskirts of European Cities“ wollten wir zunächst wissen, wie der Prozess abläuft, welche Strukturen er schafft, welche Dynamik dahinter steht und welche „Government-Konzepte“ entwickelt worden sind. Danach haben wir eine Vergleichsmatrix als wissenschaftliches Ergebnis aufgestellt und der Politik als Entscheidungshilfe zur Verfügung gestellt. Hier hört der Zuständigkeitsbereich der Wissenschaft auf, alles weiter ist politische Verantwortung. In einem anderen Projekt namens „Risk Habitat Megacity“ beschäftigen wir uns tatsächlich mit den Risiken, die die beschriebene Entwicklung mit sich bringt. Gemeint sind die naturräumlichen, sozialen und ökonomischen Risiken. Der Begriff „Risiko“ ist für mich eigentlich neutral. Veränderung schafft Risiken, Risiko kann eine Chance oder eine Gefahr bedeuten. Wenn wir in einer risikoreichen Zeit leben, sollten wir versuchen, darin eine Chance zu sehen. Oder anders formuliert: Wir bewegen uns alle im „Zeitstrom“. Gegen den Strom zu schwimmen, wird uns nicht weiterbringen. Wir müssen mit dem Strom schwimmen, können dann aber den Kurs doch verändern. Es geht uns darum, räumliche Entwicklung möglichst exakt zu erfassen. Deswegen sind „Monitoring-Methoden“ heute außerordentlich wichtig. Diese Arbeit wird uns in Europa erschwert. In den USA gibt es einen einheitlichen, statistischen Raum. Es gibt zum selben Zeitpunkt in allen Staaten eine Volkszählung, die mit den jeweils gleichen Kriterien durchgeführt wird. In Europa ist das leider nicht so. Die demographischen oder ökonomischen Erhebungen finden zu verschie-

denen Zeitpunkten statt. Auch werden beispielsweise die Arbeitslosigkeit und die Bildungsstandards von Land zu Land verschieden definiert. Wir sagen immer, Österreich hätte zu wenig Akademiker. Das liegt natürlich auch daran, dass bei uns nicht, wie etwa auf der Iberischen Halbinsel, jede Kindergärtnerin und jede Krankenschwester an einer Universität ausgebildet wird. Wir sehen an diesem Beispiel, dass Daten zunächst einmal gar nicht vergleichbar sind. Sie müssen harmonisiert werden, und erst wenn das geschafft wurde, können sie international verglichen werden. Das ist wichtig, weil wir in Österreich nicht mehr auf einer „Insel der Seligen“, sondern eingebunden in den gesamten Alpenraum und in Europa leben. Wir müssen erkennen, wie wir uns positionieren wollen. Genau hier hat unser Institut, im Rahmen von verschiedenen Projekten, Standards gesetzt. Wir haben nicht nur Daten erfasst, harmonisiert und dargestellt, sondern diese für jeden Bürger abrufbar gemacht. Ich nenne dafür ein Beispiel: Wenn ein Greißler, also ein kleiner Nahversorger, zwei Kinder hat, vererbt er einem seinen Laden. Das zweite Kind möchte vielleicht ebenfalls ein Nahversorgungsgeschäft eröffnen, weil es schon früh Erfahrung damit gesammelt hat. Dann kann mit unserem System GALPIS „Geographisches Alpen-Informationssystem“ im Internet mit „einem Klick“ festgestellt werden, welche Gemeinden keinen Greißler haben. Mit einem zweiten „Klick“ ist zu sehen, welche dieser Orte auch in der Nachbargemeinde keinen Nahversorger haben. Mit dem dritten stellt man die Kaufkraft fest und mit dem vierten die

BEDENKEN SIE AUCH, DASS DIE INNENSTADT DEN KRÄFTEN DES MARKTES UNTERLEGEN IST.

Altersstruktur, weil kleine Lebensmittelläden vor allem von den nichtmobilen Jungen und Alten leben. Wir finden damit mit wenigen „Klicks“ in diesem System einen optimalen Standort. Das kann auch für die Suche nach Standorten für Mülldeponien, Industriebetriebe oder Dienstleister realisiert werden.

F Das „Wir“ in Ihrem Vortrag, wie kann ich das interpretieren? Wer steckt denn dahinter? Möchten Sie einige Personen besonders hervorheben?

A Ich bin dankbar für diese Frage, weil sie mir so gestattet, ein „Glaubensbekenntnis“ abzulegen. Noch im letzten Jahrhundert waren wir zutiefst davon überzeugt, dass Forschung im Elfenbeinturm stattfindet, also, dass sie von einzelnen Forschern betrieben und national finanziert wird. Das ist heute nicht mehr möglich. Nicht nur, weil die Staaten für nationale Forschung nicht mehr ausreichend Geld haben. Wirkliche Erkenntnisse sind, meiner Meinung nach, nur noch möglich, wenn man über den „Tellerrand“ der eigenen Disziplin blickt. Wenn mehrere Sicht- und Denkweisen zusammenkommen und so Synergieeffekte entstehen, natürlich nicht nur national, sondern auch international. Letzten Endes sollte die Wissenschaft auch der Bevölkerung und den Experten dienen. Das bedeutet, dass ein Projekt nicht nur interdisziplinär, sondern transdisziplinär, also mit Entscheidungsträgern und Bürgern und international durchgeführt werden sollte. Das Projekt, über das wir gesprochen haben, wird von der EU finanziert und war personell auch entsprechend zusammengesetzt. Unter meiner Leitung haben vier Forschungsinstitute, zwei